

Nicht das erzene Knie, den tönernen Fuß
des Abgotts harter Zeit;
O könnt ich wie lodernde Fackel in
die finstere Wüste der Welt
Meine Stimme heben:
Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Salcia Landmann: Der jüdische Witz, Soziologie und Sammlung. Olten 1960. Walter-Verlag, 531 Seiten.

Nicht nur als Repertorium einer (angeblich) aussterbenden Literaturgattung, sondern vor allem auch um seiner eingehenden und sehr weithin einleuchtenden soziologischen Einführung willen (S. 13–113) ist dieses bemerkenswerte, vielgelesene Buch unsres Dankes würdig.

Wenn gegen es eingewendet wurde, es wimmle darin von ursprünglich außerjüdischen Witzmotiven, so ist mit I. Olsvanger, dem Herausgeber der klassischen jiddischen Schwanksammlung „Rosinkess mit Mandlen“ (Basel 1931, S. IX), zu erwidern: „Das, was die international verbreitete Geschichte zur jüdischen macht, ist die Art und Weise, wie sie dem jüdischen Leben adaptiert wurde und von Juden erzählt wird. Man sagt: Dieselbe Sara, bloß anders verschleiert („Dieselbe Jente, nor andersch farschleiert“). Nur, daß dieses „andersch farschleiert“ gerade den nationalen Charakter dieser oder jener Geschichte konstituiert!“

Vollends, wenn behauptet wurde, die Witze seien „sehr oft antisemitischen Ursprungs, von Juden übernommen“, welche sich im Westen herkunftsverwandten Ost-Judentums schämten, so müßte wohl zuerst nachgewiesen werden, wo wirklich nur als Ausdruck von Feindschaft vorstellbare „Bonmots“ in diesem Buch vorkämen (wie das bössartige aus der zweiten Nachkriegszeit: „Was ist der Unterschied zwischen Saujud und Saupreiß? Saupreiß darf man sagen.“) Verkannt wird bei solcher Kritik überdies die zweite Funktion, die schon Ernst Simon (Zum Problem des jüdischen Witzes, Berlin 1929) neben jener der Abwehr nach außen diesem Witze zuschreibt: Selbstkritik zu bieten; in S. Landmanns Sprache: Messen der Tatsächlichkeit „an Idealen, die dem prophetischen Schrifttum entnommen sind“ (S. 67), oder, wie wir sagen würden: an Gottes Geheiß und Verheißung. (Unverständlich bleibt uns, wie v. Campenhausen ihr den truism ankreiden kann: „Die politischen Ideen der Aufklärung sind überhaupt im wesentlichen *verweltlichte* Prophetenforderung“; S. 108; Hervorhebung von uns.)

Nicht tadeln also möge man, sondern bewundern diese in so vielen Witzen zum Ausdruck gelangende jüdische Freiheit zur inneren Abstandnahme auch vom Eigensten („daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine“) sowie deren bis an die Grenze der Grausamkeit kritisch objektive Charakterisierung durch Frau Landmann. (Daß diese allerdings im Zurückverfolgen des jüdischen ‚Witzes‘ auf die ‚Pointen‘ traditioneller Schriftgelehrterendiskussion zu früh Halt machte – in derengleichen Theodor Haecker geradezu den Humor entspringen sah, Opuscula S. 382 ff.! – scheint uns die bisher sachverständigste Kritik, der wir begegnet sind – Die Welt der Bücher II, 5 (Ostern 1961) S. 263 – mit Recht zu betonen, wie auch deren Ratschläge für weitere Auflagen beherzigenswert sind.)

Baruch Kanael: Die Kunst der antiken Synagoge. Frankfurt 1961. Ner Tamid Verlag. 122 Seiten, 83 Abbildungen.

Dieses schöne und lehrreiche Büchlein zeigt die ertreulichen Folgen, welche eine – vorübergehende – „liberale“ Auslegung des biblischen Bilderverbots gezeitigt hat, wonach nur *Bilderdienst* verboten war, nicht jedes Bild schlechthin. So zeigen ausgegrabene Synagogen und Katakomben aus dem 3. bis 6./7. Jahrhundert (vor allem Dura-Europos am Euphrat) vielfältigen Bildschmuck; angefangen vom siebenarmigen Leuchter (Menorah), Thoraschrein, Laubhüttenfeststraß und Adler (wozu K. S. 16 an Dt 32,4 erinnert, aber auch an Ex 19,4 gedacht werden kann), bis hin zu biblischen Szenen von weittragender Bedeutung: Opferung Abrahams, Ur-

symbol jüdischen Martyriums; Totenerweckung durch Ezechiel (Kap. 37), Bürgschaft der Heimkehr ins Gelobte Land – und der Auferstehung (worauf auch Röm 11,15 anspielt, wie wir u. a. mit Bengel und O. Michel meinen); aber selbst heidnische Motive werden z. T. unbelangen übernommen: Medusenhäupter oder gar Leda mit dem Schwan (Sarkophagrelief Abb. 36). Besonders bewegt wird der katholische Christ etwa die basaltene „Cathedra Moysis“ (Mt 23,2) aus dem auch neutestamentlich bekannten Chorazin (Mt 11,21) abgebildet sehn, deren Erbe für uns die Cathedra Petri antrat; zu dem Schiff auf Abb 27 hätte wenigstens als Möglichkeit erwähnt werden sollen, daß es sich um jenes „Schifflein Jakobs“ (Test. Naphtali VI), die ecclesia ex circumcisione, handeln könnte, welches schon in Noahs Arche vorgebildet und in der ecclesia ex gentibus, im „Schifflein Pauli“ (sive Petri!), wiedergekehrt (bzw. nach Bedas treffender Auslegung von Luk 5,2c verdoppelt) ist, auf dessen „Planken“ wir durch den letzten Sturm „hindurchgerettet werden“ (Apg 27,44 wie Test. XII Naph VI, 6; dazu einerseits K. Thiem, Biblische Religion heute, S. 113ff.; andererseits auch Erik Peterson, Das Schiff als Symbol der Kirche in der Eschatologie; in: Frühkirche, Judentum und Gnosis, S. 92ff.) So gewährt dieses Werk neben mannigfacher archaeologisch-kulturgeschichtlicher Blickweite auch so manche theologische auf gemeinsames Traditionsgut Israels und der Christenheit.

Rudolf Pfisterer: Wir und die Juden. Materialmappen für die evangelische Jugendarbeit Nr. 12. Berlin 1960. Burckhardtthaus-Verlag, 72 Seiten.

Der Bearbeiter dieses höchst wertvollen Arbeitswerkzeugs für die praktisch-pädagogische Verbreitung des im FR und anderwärts Erarbeiteten unter der jungen Generation hat bereits in der Zeitschrift „Evangelische Theologie“ Juni 1959 (19,6) S. 266–288 einen weitausholenden Beitrag über das zentrale Thema vorgelegt: „Antisemitismus und Eschatologie“, worin u. a. manche Gedanken von M. Barth vorweggenommen sind (FR XII, 84f; vgl. oben S. 1); „Israels Aufgabe und Auftrag unter den Völkern (vgl. z. B. Jes 42,1; 49,6; 60,1–3)“, seine missio an sie sei „schon in der Erwählung Israels von Anfang an angelegt“ (S. 261, Anm. 3), gegen welche der Antisemitismus sich wehre; als „unbewußter“ infolge „der irrigen Meinung, als sei die Kirche in vollem Umfang Rechtsnachfolgerin Israels geworden und als sei sie dadurch an die Stelle Israels getreten“, statt, adoptivweise, auf dessen Heimkehr wartend, an seine Seite (S. 272; statt: „in vollem Umfang“ hätten wir vorgezogen: in jeder Hinsicht!). Ebenda August 1961 (21, 8) S. 339–368 bot er eine deutsche Übersetzung von J. Isaacs, dessen Thesen knapp zusammenfassendem Vortrag: *L'antisémitisme a-t-il des racines chrétiennes?* (Paris 1960, Fasquelles).

In der Mappe werden zunächst schonungslos die antisemitischen Schlagworte reproduziert, mit deren Herangetragen werden an junge Menschen zu rechnen ist. Dann folgt die Analyse von Judenfeinden mißbrauchter Bibelstellen durch den Bearbeiter; weniger glücklich aus anderer Feder „Untersuchungen zu Röm 9–11“, die das zuverlässige Gotteswort von der schließlichen Rettung ganz Israels – mindestens für den flüchtigen Leser – zur bloßen Möglichkeit abzuschwächen scheinen.

Im weiteren wertvolle Informationen über Judenfeindschaft (von Lovsky; vgl. FR XI, 102) und Judentum; gut gewählte Lesestücke und Spiele, Bilder und Lieder, so daß wohl jeder Jugendleiter (mit den meisten Texten gewiß auch ein katholischer) hier geholfen bekommt.

Johannes Harder: Die Nacht am Jacotiner See. Bielefeld 1960. Ludwig Bedauf Verlag. 100 Seiten.

Diese Erzählung führt einen alten Nationalsozialisten und einen jungen evangelischen Theologiestudenten vor, welche als Soldaten 1944 einen als Juden „entlarvten“ Arzt zum Mordkommando abtransportieren sollen, dabei in partisanenbeherrschtes Gebiet geraten und schließlich mit ihrem bishe-

rigen Gefangenen eine Art Frieden im Niemandsland schließen („Friede, das ist: Mensch sein können“), wobei offenbleibt, wer schließlich davonkommen, ob der Jude seine früheren Folterknechte der Rache seiner russischen Leidensgenossen wird entziehen können. – Wiewohl in Sprache und Gefühlstonung etwas zwiespältig wirkend und durch biblische Reminiszenzen (etwa: „Adam“ heißt Mensch, bedeutet Stellvertreter. Wen vertritt er, dieser Adam?) weit mehr aufwühlend als abklärend, mag die Geschichte – etwa zur Diskussionsanregung – ihren Dienst tun, vielleicht sogar bei Älteren durch Wachrufen verdrängten Erinnerens zur „Umkehr“ helfen.

Jacques Lévy: Auf der Suche nach dem Menschen. Tagebücher und Briefe. Salzburg 1960. Otto Müller Verlag. 288 Seiten.

„Wenn ein Christ gestorben ist“, schreibt im Vorwort P. Morelly OP, „um sich von seiner Gemeinbürgerschaft mit Israel nicht loszukaufen, wenn ein Christ den Tod aus Liebe zu dem Juden Jesus als Jude angenommen hat, dann war das Jacques Lévy“, väterlicherseits jüdischer, mütterlicherseits hugenottischer Herkunft, 1914 geboren, 1942 – nach siebenjähriger Vorbereitung – getauft, am 12. 2. 1944 verhaftet, in Auschwitz als „eine Art Heiliger“ aufgefallen und 1945 umgekommen.

Veröffentlicht sind hier (mit dem Geleitwort eines ungenannten Freundes) Tagebuchaufzeichnungen aus 1930–37, Briefe aus 1935–43 und Untersuchungen über die religiöse Selbstverweigerung des Autors in den ‚Falschmünzern‘ von André Gide, wozu dieser seine „volle Zustimmung“ erklärt hat (S. 40). Schon eine Péguy-Würdigung von 1932 läßt den Weg ahnen, den der damals Achtzehnjährige gehen wird (S. 118 f.); mehr ihn selbst als Kafka charakterisiert dessen briefliche Analyse von 1942 (S. 260 ff.); zum Judentum, dem er väterlicherseits entstammte, zeigte Lévy weder hier noch bei seinem Palästina-Besuch von 1933 (S. 236) irgend eine bewußte Beziehung, obwohl er ihm die Intensität seiner Suche nach selbstvergessen gültigem Menschsein verdanken dürfte, wie sie die Dokumente bezeugen; tröstlich gewiß vor allem für junge Menschen, die an ähnlicher depressiver Selbstverzweiflung zu leiden haben wie er. Sein *einer* großer Wunsch, der ihm auch erfüllt wurde, findet sich in einer Tagebuchnotiz aus Vézelay von 1935, wo seine schrittweise ‚Konversion‘ begann: „Ich möchte den Glauben ja nicht, um feige sein zu dürfen, sondern um die Kraft zu haben, es nicht mehr zu sein . . . Gib mir die Gnade, alles Leid, dessen ich fähig bin, zu ertragen. Zuvor den Gedanken an meine Feigheit“ (S. 152).

Schalom Ben Chorin: Juden und Christen. Berlin 1960. Käthe Vogt Verlag. 72 Seiten.

Als Nr. 12 einer evangelischen Zeitbuchreihe „Unterwegs“ werden hier (mit Nachwort von H. Dzubba) zwei Vorträge publiziert, von denen der erste am 10. Juni 1958 in Gegenwart von Dr. G. Luckner gehalten wurde, die letzten Phasen des jüdisch-christlichen Gesprächs der Gegenwart schildert und in die fünf Diskussionspunkte der FR XI, 91 wiedergegebenen „bleibenden Thematik“ ausmündet.

„Die Christusfrage an den Juden“ behandelt mit redlicher Radikalität der zweite Vortrag. „Gott fragt Israel durch die Kirche“ (S. 42), „die Schule der Völker und die Versuchung Israels“ (S. 48); ihre Erwartung und die der Synagoge „ist im *Sachlichen* dieselbe: das *Reich Gottes*“ (S. 45), welches auch „ohne den Messias gedacht werden“ könne (S. 59); Gedanken, zu denen auf unsern Briefwechsel mit dem Verfasser (FR IX, 21 ff.) zurückverwiesen werden darf.

Thomas Ohm: Mohammedaner und Katholiken. München 1961. Kösel-Verlag. 87 Seiten.

Auf die – biblisch beurteilt, nicht eben ruhmreiche – Geschichte der gegenseitigen Beziehungen, läßt der verdiente Missionswissenschaftler eine bemerkenswerte Analyse folgen, welche in Ähnlichkeit und Unterschied auch das christlich-jüdische Gegenüber erhellt. Mit A. v. Harnack, F. Heer

und andern erklärt er den Islam als „christliche Häresie“ (S. 78 f.); in ‚Biblische Religion heute‘ wurde stattdessen eine Bezeichnung als deren ‚Pseudomorphose‘ vorgeschlagen (S. 124 ff.), wodurch eindeutig jede Schmähung des Mohammedaners als ‚Häretiker‘ vermieden wird, was er formell nicht ist. Auch Ohm fordert – mit Missionsbischof J. Ammann OSB – in diesem Sinne: „Anstatt den Islam den Feind des Christentums zu nennen, wäre es wohl richtiger, ihn Bruder zu nennen; einen Bruder, der das mit uns Christen gemeinsame Ziel erschaut, der aber auf dem Weg zu Gott in die Irre gegangen ist.“ (S. 43 f.) „Schließlich ist der Islam selber wenn auch nicht *die* oder eine wahre Religion, so doch *echte Religion*“ (S. 69, Selbstkorrektur von S. 67); was wir ihm schulden, sei „die Mohammedaner zu hören und erst dann zu ihnen zu sprechen, wie Jesus mit der Samariterin. Bei echtem Kontakt und wirklicher *communicatio* dürfte mehr herauskommen als bei direkter Mission.“ (S. 74) Wenn den erfolglosen früheren (schon spätmittelalterlichen) Versuchen, den Islam durch ‚Widerlegung‘ zu entwurzeln, entgegengehalten wird: „Noch wußte man nicht, daß bei den Moslems nicht die Frage der Wahrheit entscheidet“ (S. 71), so scheint uns freilich zu einseitig auf die ‚ontologische‘ Wahrheit abgestellt, wo doch biblisch die ‚existentielle‘ (Jo 14, 6: „*ICH bin . . . die Wahrheit*“) primär ist, für die auch der Moslem nicht unempfänglich zu sein pflegt, wofür hier Charles de Foucauld (S. 37 f.) und die Benediktiner von Toumliline (S. 38 f.) als Gewährsleute auftauchen. In ihrem Geiste möge ein neues Stadium der gegenseitigen Beziehungen sich allgemein durchsetzen; „dann wird der Christ und der gläubige Muslim auch nicht mehr Feind sein, sondern Bruder, dem man in Liebe und Hochachtung Hilfe leistet, wo er sie braucht.“ (S. 44)

Hans Heinrich Schaefer: Der Mensch in Orient und Okzident. München 1960. Piper Verlag. 428 Seiten.

Diese „Grundzüge einer eurasiatischen Geschichte“ in Gestalt von Einzelstudien aus den Jahren 1928–1948 sind aus dem Nachlaß des 1957 heimgegangenen Religionshistorikers von seiner Witwe herausgegeben und von E. Schuhlin mit einem Überblick über Lebensweg und -werk dieses evangelischen Theologensohns eingeleitet, der wie wenige in den Geist des Orients eindrang, ohne ihm – wie doch so viele heutzutage – zu verfallen, und als Katholik starb.

Wenn auch sein uns nächststehendes Meisterwerk – Esra, der Schreiber (Tübingen 1930) – wohl des Umfangs halber hier vermißt werden muß (hoffentlich bald in einer billigen Reihe zu haben ist!), so wird sein inniges Vertrautsein mit dem spezifisch Jüdischen, z. T. auf den Spuren des von ihm – wie von Rosenzweig (FR XI, 15) – als überragender Meister geschätzten Max Weber, immer wieder deutlich; etwa, wenn er von „der einzigen Ausnahme des israelitischen“ Kulturablaufes unter den außereuropäischen spricht, wo sonst „politische und religiöse Entwicklung bis zur Beziehungslosigkeit auseinandertreten“ können, was in „Gottes Volk“ unmöglich ist. (S. 35).

Schwerpunkt der ersten Hälfte des Bandes ist „Das persische Weltreich“ (S. 48–82), dessen einzigartig „tolerante“ Religionspolitik (zwecks Gewinnung der Priesterschaften als „fünfter Kolonnen“) das Erstehen des 2. Tempels ermöglicht hat; der zweiten Hälfte „Muhammed“ (S. 307–396), wo dessen teilweises Beeinflußtsein von Juden und schmerzliche Auseinandersetzung mit ihnen eindrucksvoll beleuchtet werden. Grundlegend für die heute so vielfach erstrebte, so selten überzeugend angebaute „Überwindung des europazentrischen Geschichtsbilds“ ist das Ganze, bes. der Eingangsaufsatz: „Die Perioden der eurasiatischen Geschichte“ (S. 25–47), als welche nach „Entstehung und Festigung der Hochkulturen vom Nil bis zum Hoangho . . . je anderthalb Jahrtausende europäisch-indogermanischer und hochasiatischer Führung in der staatlichen Ordnung und Gliederung Eurasiens“ und seit 1500 „die politische und geistige Sonderentwicklung“ Europas unterschieden werden (S. 34).